

Jáchym Topol

Rede vom 27. Oktober 2010 im Kasino

Waffen aus Tolmin

In den Ruinen von Kakaniens Überresten

Die Gegend, in der ich mich befinde, war einst ein bedeutungsloser Zipfel, eine der vielen abgelegenen Ecken eines Riesenreichs namens Kakanien. Heute ist hier die Tschechische Republik, genauer gesagt Nordmähren – Jesenicko. Beschwerliche Bergpässe, tiefe, unpassierbare Wälder. Zu Zeiten Kakaniens verlief hier die Grenze zum Russischen Reich, heute breitet sich hinter der letzten Dorfscheune schon Polen aus. Damals war hier auch die Eisenbahnstrecke zu Ende. Sie wurde 1904 gebaut. Die Endstation ist geblieben. Der Ort heißt Kout, auf Deutsch Winkelsdorf.

Am äußersten Ende des Ortes, hinter dem letzten Haus, einer mittlerweile halb verfallenen Butze, die ich seit über einem Vierteljahrhundert immer wieder mit großen Unterbrechungen besuche, steht „Zur Erinnerung an den Letzten - 1914“ in den Fels gemeißelt. Darunter ein aufgesperrtes tierisches Maul. Zum Andenken an den letzten Bären, den man in diesen Wäldern erlegt hat.

Die Inschrift täuscht. In den letzten zehn Jahren sind hier und da wieder Spuren von Luchsen, Wölfen und Bären aufgetaucht. Die Tiere selbst bleiben unsichtbar, dafür sind die hiesigen Wälder noch zu dicht, obwohl immer häufiger asphaltierte Fahrradwege ihre Einsamkeit stören.

Berge. Wälder. Die nächstliegende Stadt, Jeseník (10.000 Einwohner), wurde zum Zeichen des Siegs über die Wildnis im 12. Jahrhundert Freiwaldau genannt, frei vom Walde.

Dieser Landstrich war nie reich, das Wort abgelegen trifft es schon besser. Berühmt berüchtigt ist er für seine langen, rauen Winter. Es ist düster hier und alles liegt von hier aus gesehen ganz weit weg.

Die aus den zivilisierten Zentren Kakaniens entsandten Botschafter, Pfarrer, Lehrer und Beamten, die sich berufen oder gezwungen fühlten, die einheimischen Tschechen, Deutschen,

Mähren und Schlesier zu kolonisieren, sind zur Strafe hierher bestellt worden. So sagt man.

Im Herbst fängt der Abend gegen fünf Uhr nachmittags an. Da müssen schon die Späne und Holzscheite zum Heizen griffbereit liegen. Die Vorbereitung geht mir gut von der Hand, das Haus ist ja halb verfallen. Ich reiße Türen und Fensterrahmen raus, hacke sie kurz und klein. Ich muss nur einen Raum beheizen. Hier oben, um das Haus, das Tonto hinterlassen hat, wachsen keine Bäume, sondern nur kleine Sträucher, Zwergwacholder, vereinzelt auch niedrige Krüppelkiefern. Riesige Felsblöcke liegen im Gras. Würden sie ins Tal hinunter rollen, wälzten sie dort alles platt, kein Stein bliebe auf dem anderen.

Das längliche Tal unter mir durchschneidet ein schmaler Fluss. Der Fluss schlängelt sich durch grüne Wiesen, hüpfert fröhlich und ausgelassen über Steine. Um ihn herum zieht sich ein Dorf, das auf ein Wunder wartet, auf Bewegung. Was hat es denn jemals in dieser Gegend gegeben?

Wildnis. Das Mittelalter mit seinen ungesicherten Handelswegen, kleine Siedlungen inmitten von Waldungen. Eine langsame, schleppende Besiedlung.

Handels- und Missionswege zu den wilden, heidnischen Stämmen im Osten. Seit eh und je guter Nährboden für die unterschiedlichsten Sekten und Glaubensgemeinschaften.

Auch Deserteure aus unzähligen Armeen fanden hierzulande gute Lebensbedingungen, Räuber und Stadtflüchtige auch.

Im 17. Jahrhundert wurde in dieser Gegend die Hexenverfolgung eingeläutet.

Die tiefsten Spuren hat hier die Habsburger Monarchie hinterlassen.

Es folgten der Erste und der Zweite Weltkrieg. Der Sozialismus.

Im Gegensatz zu Gebieten mit Landbau oder zu Orten, in denen man die Erde ausbeuten, ihr etwas entreißen konnte, sieht man dieser Landschaft den Sozialismus nicht mehr an. Aber etwas geschieht, etwas ist im Gange und nähert sich mit Reisschritten. Ich will versuchen, das zu beschreiben.

Genau durch dieses längliche Tal, das ich von Tontos hochgelegenen Haus aus überblicken kann, den wild springenden, kleinen Fluss entlang, genau da führte einst der Hexenweg am Haus vorbei zu Petrovy kameny hinauf, dem großen Felsenbrocken oben auf dem Berg.

Allein in der winzigen Ortschaft Jeseník, Freiwaldau, hat man 120 Frauen auf den Scheiterhaufen gebracht, ein Stück weiter in Velké Losiny, damals Groß Ullersdorf, wurden mehrere Dutzend verbrannt, in Zlaté Hory, Zuckmantel, waren es etwa an die hundert Frauen. Die Menschen suchten ihr Heil in der Flucht, die Landschaft verödete. Der Handel kam zum Erliegen, kein Gottesdienst wurde mehr abgehalten. Ein erstarrtes, düsteres Reich.

In Ullersdorf steht ein seltsames Mahnmal, mehrere nebeneinander liegende Steinbrocken, auf denen der Steinmetz lange Haare und schreiende Münder angedeutet hat. Ein surrealistisches Denkmal ohne Datum.

In meiner Ortschaft am kleinen Fluss ragen deutsch beschriftete Sühnekreuze zwischen den Häusern in die Höhe. Und Pestsäulen mit eingravierten Menschenschädeln.

An die verbrannten Frauen erinnert ein Kreuz. Ein Mitglied des Tribunals, das damals die Frauen in den Tod geschickt hatte, ließ es errichten. Křištof Zendler. Als er wieder aufrecht stehen konnte, als er sich geläutert, Luft geholt hatte. Als ein Gedenken wieder möglich war.

Die Hexenverfolgung soll erst Maria Theresia gestoppt haben, vier Jahre vor ihrem Tod. So wird es bis heute den Kindern in der Schule erzählt. Ja, erst die hoch über Kakanien stehende Sonne der Aufklärung hatte den Rauch der Scheiterhaufen vertreiben können. So steht es auf dem Kreuz. Daher weiß ich das. Aber genug davon. Ich muss das Haus meines toten Freundes ausräumen. Und darf dabei nicht zu viel trinken, damit es mir nicht zu sehr aufs Gemüt schlägt. Aber nüchtern kann man hier nicht gut schlafen.

Die Eisenbahnstrecke und die Fabriken

Dieses Land hat mich bei meinen Wanderungen immer mit seiner Nacktheit irritiert.

Im Vergleich zu anderen Orten, in denen es den Sozialismus gegeben hatte, ist dieser Landstrich frei von Denkmälern, die von einem Herrschaftssystem errichtet wurden, frei von Helden- und Befreierstatuen. Hier hat es keine Panzerschlachten in den Bergpässen gegeben, nirgendwo sind Betonsockel zu sehen, von denen Gewehrläufe sowjetischer Panzer in die Luft weisen. Wobei ich natürlich nicht ganz ausschließen kann, dass hier, in einem der vierundzwanzig Dörfer von Jesenícko, nach 1989 nicht doch ein paar Lenins gesprengt oder in den Dorfscheunen versteckt wurden.

Nur vereinzelt streben Türme kleiner Barockkirchen in den hiesigen Himmel, begleitet in ihrem Streben nach oben von diversen Teufelsfelsen, Schwarzen Steinen und Petersbrocken, oder wie sie alle heißen mögen, jene Anhäufungen von riesigen Steinen auf öden Berggipfeln, die natürlich entstandenen Stonehengeformationen. Im Schwarzen Buch der hiesigen Hexenprozesse heißt es, genau an solchen Plätzen hätten sich die Hexen zu ihrem Hexensabbat getroffen.

Dann gibt es hier auch noch die Eisenbahn. Die tiefsten Kerben im Antlitz dieser Landschaft wurden von der Monarchie geschlagen. Die luxuriöse Schienenverbindung zur Außenwelt stammt tatsächlich aus dem sagenhaften Zeitalter Kakaniens, aus den Zeiten von Österreich-Ungarn.

Es waren dann auch die Arbeiter Kakaniens, die entlang der Hauptstraße, die sich zwischen den Bergpässen schlängelt, ein paar Fabriken, Sägewerke und Glashütten gebaut haben. Die Fabriken brachten den Waldleuten, Holzfällern und Wilderern Arbeit. Manche stehen heute verlassen an nicht mehr benutzten Waldwegen, manche sind immer noch in Betrieb.

Als ich eines Nachts von einem der erst vor kurzem aus dem Boden gestampften Gasthäuser die Straße zu Tontos Haus hinauf torkelte, sah ich durch die hohen Fabrikfenster Arbeiter und Arbeiterinnen Holzplanken tragen und randgefüllte Karren schieben. Allein in meinem Dorf, in Kouty, befinden sich eine Schraubenfabrik und ein Sägewerk.

Für einen nostalgischen Bekenner der famosen multikulturellen Vergangenheit Kakaniens ist ein solcher nächtlicher Anblick ein verehrungswürdiges Bild. Seit damals hat sich hier kaum etwas verändert. Die Schlesier, Mähren, Deutsche und Tschechen haben sich früher keine wirklichen Schlachten geliefert, sie vereinte immer der Kampf gegen den einen gemeinsamen Feind: der Kampf gegen die Armut, die immer wieder in Hunger umschlug. Erst die Monarchie machte damit Schluss.

Es ist faszinierend, nachts an einer Fabrik vorbei zu gehen. Es ist ein besonderes, wenn nicht gar feierliches Gefühl, anderen Menschen beim Arbeiten zuzusehen, insbesondere dann, wenn man selbst kaum noch geradeaus gehen kann. Das hiesige Bier, Šerák - das „echte Bier aus den Bergen“, wie es in der Werbung heißt, ist wirklich sehr stark. Außerdem kann man an diesen

Fabriken wirklich vorbei gehen. Sie wurden in den menschlichen Dimensionen Kakaniens gebaut. Keine Wälder haben ihrem Bau weichen müssen, keine Flüsse wurden ihretwegen umgeleitet.

Wie ein gläserner Tand aus kühlem Glas hängt der Mond über dem Tal. Die Arbeit in den Fabrikhallen läuft auf vollen Touren, der Lärm vibriert in der kalten Luft. Nachtschicht. Ich werfe einen Blick hinein: Die einstige Bevölkerung Kakaniens, längst zu einer einheitlichen Masse zusammengeschmolzen, schleift an etwas herum, sägt Bretter entzwei, beugt sich über die Maschinen.

Nach dem Bau der Eisenbahn und der Fabriken passierte hier nicht mehr viel. Auch die Kommunisten hielten sich zurück, was hätten sie auch machen sollen, hier gab es nichts.

Jetzt aber ist etwas Neues im Anmarsch. Eine neue Zeit bricht an.

Man munkelt, dass die paar übriggebliebenen Fabriken bald stillgelegt werden.

Die Arbeiter könnten fließend in die Tourismusbranche überwechseln. Sofern sie noch dazu imstande sind.

Der Bärenberg

Berghänge, von denen der Wald verschwunden ist. Etwa sechs Stunden lang schleppe ich mich durch kahle Berge, das Skiparadies der Zukunft.

Riesensesselbahn Bärenberg soll es heißen.

Ganze Hänge wurden abgeholzt, ich wate durch klebrigen Schlamm auf den Berg hinauf und komme aus dem Staunen nicht heraus. Für tschechische Verhältnisse ist das eine gigantische Baustelle, ich komme mir vor wie irgendwo in Russland oder vielleicht in Kanada, falls dort auch auf diese Art gebaut wird. Es ist Sonntag. Der einzige Mensch, dem ich begegne, ist der Förster. Wir kennen uns nicht persönlich, ich erinnere mich aber schwach an ihn von früher her. Jetzt ist er ein alter Mann mit grauem Bart, einem Gewehr über der Schulter und einem Hund. Wir treffen vor den verlassenen Häusern unter dem Gipfel aufeinander. Früher haben dort Einheimische gewohnt. Sie haben Körbe geflochten, Schnaps gebrannt, manche auch in der Fabrik gearbeitet. Gewildert haben sie viel, sagt man. Jetzt haben sie verkauft, ihre zerfallenen Buden werden abgerissen, die Sesselbahn kommt. Davon wusste ich nichts. Ich war bis zu einem der Häuser gegangen, um dort nach Bier und Milch zu fragen, nach Wasser oder sonst etwas

zum Trinken.

Der Förster fragt, ob ich zum Bau gehöre.

Puh, ich spucke aus.

Wir setzen uns, jeder auf einen Baumstumpf. Er hat Tee mit Rum in seiner Thermosflasche.

Er beschwert sich, dass sein Försterhaus abgerissen wurde. Dass er in einem Wohnheim in Jeseník seine Tage beschließen soll. Aber der Hund, der kommt mit, sagt er, das habe er sich ausbedungen.

Welcher Arsch hat das bloß genehmigt, fragt er, und seine Hand umschreibt einen Kreis um die abgeholzten Berghänge.

Wo sind all die Leute hin? Ich zeige auf die leerstehenden Häuser.

Wo sollen sie schon hin sein, weg sind sie, sagt er.

Der Stein für die Prinzessin

Bunte Reigen von Skifahrern und ausgelassenes Jauchzen, so typisch für die weiße Jahreszeit, sie werden aus diesem vergessenen Winkel endlich den bösen Zauber vertreiben.

Farbenfrohe Daunenjacken werden sich winterliche Berghänge herunterschlingeln, schrille Radfahrertrikots werden den Lauf des Sommers bestimmen: so sieht also die neue farbenprächtige Flagge aus, die in diesem Landstrich gehisst wird!

Weg mit der düsteren Vergangenheit, was soll sie uns den Alltag trüben, mögen die jahrzehnteschweren Schmutzschichten endlich weggespült werden.

Noch liegt der Prinzessinnenstein in sicherer Entfernung.

Die Einheimischen halten nämlich noch eine getötete Frau in Ehren. Ein weiteres Denkmal, eine andere Kerbe aus der Zeit Kakaniens.

Wenn ich mich ranhalte, bin ich in ein paar Stunden da (na ja, vielleicht dauert es doch einen ganzen Tag, das hängt stark vom Wetter ab): über Kazatelna, Černá stráň und Polom kommt man zum Gedenkstein für Sissi, die Kaiserin Elisabeth. Auf dem Stein steht ihr Todesdatum: 10. September 1898. Restauriert wurde das Denkmal 1998, richtig, zum hundertsten Jahrestag ihrer Ermordung.

Damals wurde ein Gottesdienst unter freiem Himmel abgehalten, junge Mädchen in weißen Kleidern legten Sträuße mit Wiesenblumen auf den Altar. Im hiesigen Käseblatt Rozhledy Jesenicka stand sogar, der Mord an der Kaiserin sei das Verbrechen des Jahrhunderts gewesen. Sissi wird hier richtig verehrt.

Als ich die Stelle vor ein paar Jahren bei einer Wanderung zufällig entdeckte, standen überall Vasen mit frischen Blumen. Eine Gedenkstätte wie für eine Volksheilige. Sie habe bei ihrem Besuch in der nahen Hirschbaude genächtigt, schrieb man in Rozhledy. Ich glaube, für die Menschen hier soll der Stein mit dem wunderschönen Antlitz von Sissi, von der in Tschechien bis auf ein paar Historiker kaum jemand weiß, die unangenehme Erinnerung an die verbrannten Hexen überdecken, wenn nicht sogar auslöschen.

Natürlich findet man auch die Jungfrau Maria hierzulande, sie bewacht kleine Gebirgsquellen, strahlt in unauffälligen Wiesenkapellen. Dieser Landstrich war aber so düster, dass die Jungfrau dringend Unterstützung benötigte! Ja, die göttliche Sissi und auch die Kaiserin Maria Theresia sind der Jungfrau zur Hilfe geeilt.

Dank Sissi, dieser Märtyrerin aus fernen und liebenswürdigen Zeiten, sieht man Österreich-Ungarn als ein Reich der Ruhe, des Lichtes und des Friedens, um es mal ganz überspitzt zu formulieren. Die Monarchie gleicht jener Zeit, als die Eisenbahn gebaut wurde. Als die kleinen Fabriken errichtet wurden. Als hier endlich etwas Handfestes entstand. Die Scherereien tauchten erst später auf, als Kakanien zu zerfallen begann.

Der erste Weltkrieg, als aus den Ländern der böhmischen Krone etwa eine Million Männer einberufen wurde, der spielt im Kakanien-Kult irgendwie keine Rolle.

Die Böhmen und die Mähren denken gerne an Franz Josef I. zurück, einen anderen Kaiser kennt man hier nicht, von wegen irgendeinen Kaiser Karl von Österreich!, ich bitte Sie, unter seiner Herrschaft hat es schließlich den Ersten Weltkrieg gegeben, und der hat nun mit den glückseligen, durch Nostalgie verklärten Zeiten nichts, aber rein gar nichts gemein, mit jenen schönen Tagen, als es unter anderem keine Fernseher gab und ein Mensch dem anderen noch nahe stand ... Alles, was auf Franz Josef I. folgte, wurde aus der Erinnerung getilgt! Der erste Weltkrieg. Der zweite Weltkrieg.

Der Stalinismus.

Im Vergleich zu den blutrünstigen Mördern, die bald nach ihnen die Herrschaft übernehmen sollten, waren die kakanischen Monarchen nette Onkels. Das weiß hier jeder.

Klondike

Eine wiederentdeckte Gegend.

Seit ein paar Jahren kommen auch Deutsche, Österreicher und Holländer hierher.

Sie genießen die Abgeschiedenheit, die unberührten Wälder, die halbleeren Skilifte. Die primitive Gastfreundschaft der Einheimischen.

Sie genießen auch, dass es hier noch nicht so viele andere Holländer, Österreicher oder Deutsche gibt.

Ein ganzer Bergkamm ist bereits abgeholzt. Und das ist noch lange nicht das Ende.

An den Sühnekreuzen vorbei rattern Lastwagen die schmale Landstraße hinauf. An den Hängen werden alte Berghäuser abgerissen, Hotels und Pensionen schießen wie Pilze aus dem Boden. Auf einmal taucht eine Gaststätte neben der anderen auf, in jeder brüllt ein Fernseher. Viele Leute haben bei sich zu Hause in der Küche eine Schenke eingerichtet. Wo nie etwas war, auf einem Waldweg zum Beispiel, steht heute ein Kiosk. Gleich vier hübsche junge Mädchen wirbeln dort hinterm Tresen und verkaufen Bratwürste und Bier. Neben der Hauptstraße hat man im Schnellverfahren Nonstop-Bars aus Resopal zusammengezimmert. Freitags und samstags wird dort getanzt und Tombola veranstaltet. Gewinnen kann man alles, von einem Paar neuwertiger Ski über einen frisch erlegten Hirsch bis hin zu einer Motorsäge.

Man erzählt, dass hier Nutten aus Jeseník und Šumperk als Bedienung arbeiten. Männer in Schlamm bespritzten Blaumännern und Maschinisten, die vor Fett glänzen, sind hier König. Tagsüber nippen sie an einem Glas Rum oder Griotka, dem süßen Kirschlikör. Am Samstagabend lassen sie sich von den Mädchen eimerweise Bier und Sekt an den Tisch bringen. Klondike.

Der Bergkamm vom Bärenberg ist längst kahl geschlagen. Und das ist noch lange nicht das Ende. Aus dem Wald hört man die Motorsägen dröhnen.

Es hat gedauert, bis ich es kapiert habe – hier entsteht in der Tat ein grandioses Skiareal. Ein gigantisches, mitteleuropäisches Unterhaltungsparadies unterm Bärenberg.

Neben dem alten Bahnhof, dessen Grundmauern aus der Zeit Kakaniens stammen, wurde ein nagelneues Bahnhofsgebäude errichtet. Solche Dinge finde ich spannend.

Denn dieser Bau ist der Schlußstrich unter Kakanien. Ja, erst jetzt nimmt die Monarchie endgültig ihren Abschied.

Ich habe den uralten, verwahrlosten Bahnhof von Kouty immer gemocht.

Bohumil Hrabal, der im letzten Jahr des ersten Weltkriegs zur Welt gekommen war, schrieb, Mitteleuropa, das Erbe von Kakanien, lasse sich an der österreichisch-ungarischen Bahnhofsarchitektur erkennen.

Das Gebäude erinnert an die Zeiten, als man Bahnhöfe noch mit der gleichen Achtung behandelte wie heutzutage Flughäfen. Kunstvoll in der Manier des Jugendstils bearbeitete Metallstäbe stützten die Decke, rankten sich um die Glasscheiben der Bahnhofskuppel. Winzige, grüne und rosa Blüten prangten über den Köpfen der Reisenden, sie waren so weit oben, so dass die feinen Gravuren auf ihnen nicht zu erkennen waren.

Vielleicht dachten die Handwerker damals, Gott sehe sich ihre Arbeiten an. Zumindest einigen von ihnen wird das sicherlich wichtig gewesen sein. Ein Freidenker würde keine solch kunstvoll ineinander verwickelten Spiralen zustande gebracht haben, das ist sicher.

Auch das Eingangsportal war im schönsten Jugendstil gebaut, auf den Türstützen prangten kleine Nymphen, es gab kunstvolle Schließhaken und Metallbeschläge, allein die Flügeltüre war so groß wie sechs Resopaltüren in einem Plattenbau. Als wären die alten Bahnhöfe für Menschen von riesiger Statur gebaut worden, für ein neues Menschengeschlecht.

Die Reise nach Tolmin

Zu den Zeiten Kakaniens lag Böhmen am Meer!

Ja, davon haben wir geträumt, mein Freund Tonto und ich, wir alle.

Der uralte Bahnhof in Kouty verfiel langsam, längst hat man aufgehört, den Wartesaal zu heizen, immer mehr Türen blieben verschlossen, die Metallbeschläge rosteten vor sich hin und das Gebäude schrumpfte zusehends, es fiel auseinander.

Wenn ich ganz vorsichtig auf einen Balken steige und mit dem Hammer in der Hand das

kostbare Gleichgewicht halte - sehe ich von Tontos Dachboden das Tal, an dessen Ende der Bahnhof steht. Der alte. Daneben das neue Bahnhofsgebäude.

Als wir mit Tonto unsere regelmäßigen Trinkgelage in diesem abgeschiedenen Haus abhielten, stiegen wir jedes Mal an diesem Bahnhof aus. Dort sogen wir die frische Bergluft ein. Weit weg von Prag und jeder anderen Stadt genossen wir das Gefühl, alle Militärstützpunkte und Polizeistationen hinter uns gelassen zu haben.

Im Gasthaus Zum Hirschen traf man nur Einheimische.

Die kannten uns schon.

Man konnte sich dort zum Beispiel einen Schraubenzieher ausleihen, ein ganzes Schwein oder ein paar Fleischdosen kaufen, man konnte dort stundenlang hocken und quatschen oder ungestört die dreckigen Wände anstarren. Die lokalen Neuigkeiten inhalieren.

Es war das einzige Gasthaus weit und breit.

Die Wildnis um uns herum gaukelte uns vor, man könne entspannen.

Vergessen.

Wenn man morgens aus dem Schlafsack krabbelte, die Feuerstätte löschte, die erste Bierflasche aufmachte und im Wald verschwand, fühlte man sich für einen kurzen Moment wie jenseits der eigenen Zeit. Als wäre man aus der damaligen Ideologie heraus gestolpert.

Unsere Wanderungen, die durch menscheleere Wälder führten, knüpften fließend an die Abenteuerlektüre unserer Kindheit an.

Dschungel. Bergpässe. Kein Gendarm weit und breit.

Über den Jugendstilfenstern in unserem kleinen Bahnhofsgebäude klebten damals Plakate mit stolzen Eisenbahnern, riesige Bilder mit Hammer und Sichel, Parolen Mit der Sowjetunion für immer und nie anders! Im Wartesaal gab es neben den alten Holzbänken die Rote Ecke mit Bildern befreundeter Staatsmänner ... allerdings hatte möglicherweise bereits Sissi hier kurz Platz genommen, vor ihrem Ausflug auf die Hirschbaude - für einen Augenblick kann sie die Holzbank berührt, sich auf sie gesetzt haben, ach!, diese Vorstellung verschlug uns den Atem, raubte uns den Verstand.

Wir, ein paar junge Männer mit langer Mähne und ersten Gefängniserfahrungen (die sozialistischen Polizisten konnten uns schlecht riechen), stellten uns in diesem Wartesaal vor, wie früher kakanische Staatsbürger seelenruhig den Zug bestiegen hatten und mit einem einzigen Reisepass in der Tasche bis an die Adria gereist waren. Triest und Istrien: magische Namen entfernter Regionen. Der uns zugewiesene Raum war die vergitterte, mit Draht umzäunte Tschechoslowakei.

Bekifft stellten wir uns Märchen vor – wie eben jenes Wunder, dass man mit dem Zug ans Mittelmeer fahren kann.

Irgendwelche Flecken auf Kakaniens weißer Weste?

Unterdrückung der Völker unter der Herrschaft der Habsburger?

Als ob das wichtig wäre.

Auch wenn uns der gute Soldat Schwejk als Vorbild diente – die Schwejk-Imitation half uns paradoxerweise zur Einweisung in die Psychiatrie, womit wir dem Militärdienst entkamen, es schien uns undenkbar, in der sozialistischen Armee zu dienen – war Schwejk für uns trotzdem eher ein Beweis für das sichere, ruhige und fröhliche Leben zu Zeiten der Monarchie.

Was man ihm alles hat durchgehen lassen ... die Vorstellung, die Staatssicherheit hätte ihn in die Mangel genommen!

Hahaha!

Schwejk unter Hitler! Unter Stalin!

Hahaha!

Da wäre der nicht heil rausgekommen!

Die hätten ihn eingelocht, klar, kurzen Prozess mit ihm gemacht. Darüber brauchte man gar nicht zu diskutieren.

Und eben in diesem verwahten, zerfallenden Bahnhof brach unser Freund Tonto zu einer Reise auf, die ihn bis ans Meer brachte! Von hier aus! Aus Kouty!

Im tiefsten Sozialismus!

Das war wie ein Wunder.

Die Tschechen von Karst

Der Name der jungen Frau war Stela.

Eine Slowenin.

Zwischen Jugoslawien und unseren Genossen wurde keine besondere Freundschaft gepflegt.

Aber ab und an musste auch mit den Südslawen einen auf Druschba gemacht werden.

Eines Tages traf also in der Talfabrik unter Tontos Haus ein Kontingent slowenischer Studentinnen ein. Die jungen Frauen sollten durch Arbeit in einem befreundeten Land den dortigen Sozialismus kennenlernen.

Ich mache es an dieser Stelle etwas kürzer.

Tonto schnitt sich die Haare ab, verliebte sich, ging mit Stela, irgendwie in dieser Reihenfolge muss es gewesen sein, glaube ich.

Eheschließungen zum Zweck von Reisen waren in der Tschechoslowakei keine Seltenheit.

Aber wir, seine Freunde, hegten den Verdacht, dass es Tonto ernst meinte.

Von seinen Reisen in das slowenische Tolmin, das nur einen Katzensprung vom Meer entfernt lag, kehrte der braungebrannte Tonto mit einem Haufen von Schallplatten, Büchern und anderem Zeug unterm Arm zurück, und sein Kopf rauchte, ob der vielen neuen Erkenntnisse.

Es ging um Ausgrabungen, besser gesagt, um kakanische Ausgrabungen.

Aber es ging auch um nationale Schande und um nationalen Stolz, um den Hass auf Schwejk und um eine nicht zu vernachlässigende Geldquelle.

Tontos Wangen glühten, als er von den Gräbern erzählte.

Von den Massengräbern am Fluss Soča, die aus dem Ersten Weltkrieg stammten, von Gräbern in gottverlassenen Alpentälern oder im Karst, dem gigantischen Kalksteinmassiv, in dem Tausende von Männern gefallen waren.

Sein Atem stockte vor Begeisterung, als er von den Berichten der 3. Italienischen Armee sprach, in denen über die slawischen Einheiten geschrieben stand: Wenn sie angegriffen werden, schlagen sie besonders hart zurück, was an ihrer Disziplin oder ihrem Selbsterhaltungstrieb liegen mag. Diese Slawen kämpfen mit seltener Ausdauer. Als Beispiel

seien die Tschechen genannt, die besonders zäh Widerstand leisten und sich lieber in den Schützengräben töten lassen als zu kapitulieren.

In Tonto ging etwas vor.

Sein Opa war, wie mein Uronkel auch, im Karst gefallen. Jener Opa, dessen Haus Tonto geerbt hatte.

Vor jeder neuen Reise nach Slowenien saß er im heruntergekommenen Bahnhofssaal und erzählte, wie unglaublich er das fände, dass sein Großvater ausgerechnet von hier aus im Namen des Kaisers in den Kampf gezogen sei.

Immer wieder und wieder erzählte er von den heldenhaften tschechischen Einheiten.

Von denen er im Karst erfahren hatte.

Im zweiten Weltkrieg haben wir nicht gekämpft! 1968 haben wir auch nicht gegen die Russen gekämpft!

Und jetzt?

Arschlöcher besiegt man nicht mit Abschriften von Kafka!

Das fand er erniedrigend.

Das wurmte ihn.

Mensch, dieser Feigling Schwejk, der gehört verbrannt, verkündete er. Wir müssen unseren kämpferischen Vorfahren folgen!

Auf den Spuren dieser Kriegshelden bewegte er sich also, wenn er in den Schluchten des Karstmassives unterwegs war.

Nein, nein, keiner von seinen Freunden durfte ihn nach Slowenien begleiten. Keiner von uns hatte den notwendigen Reisepass.

Stela wiederum mochte es in Böhmen gerne.

Sie und ich, wir sind uns sehr nah gekommen, das gebe ich unumwunden zu.

Unterdessen ging Tonto seiner ganz eigenen Beschäftigung mit Kakanien nach, er forschte in den abgelegenen Bergfriedhöfen nach seinem Großvater und den anderen heldenhaften Kämpfern, er seilte sich in Schluchten ab und schlich durch enge Bergpässe, immer auf der Suche. Gemeinsam mit seinen slowenischen Freunden, einer Gruppe, die sich auf das Geschäft mit Kakanien-Funden spezialisiert hatte, fand er auch einiges. Ja, dort in den

unzugänglichen Bergen kann man bis heute Säbel aus der Erde freigraben, über einen Helm oder eine Feldflasche stolpern, in einem einstigen Schützengraben eine Medaille finden, ein Bajonett, eine verrostete Trompete oder ein Regimentsabzeichen.

Haufen von Knochen liegen da, hier und da auch ein Schädel.

Er erklärte mir, dass Sammler für solche Objekte einen richtigen Haufen Scheine hinblättern.

Damit könnten wir einen ordentlichen antikommunistischen Widerstand finanzieren. Funkgeräte, Vervielfältigungsmaschinen kaufen. Für den Anfang!

Man schrieb das Jahr 1986 und die polnische Solidarnosc war unser Vorbild. Von dem Haus, das ich gerade auseinandernehme, ist es nicht weit bis Polen.

Stela fühlte sich damals sehr einsam.

Kaiser hin, Kaiser her, dozierte Tonto bei einem seiner immer selteneren Heimatbesuche. Es geht darum, dass unsere Vorfahren unschlagbare Kämpfer waren. Das muss in das nationale Bewusstsein zurück! Wir müssen den Bolschewiki mit Kraft begegnen!

Als Tonto die Bücher des guten Soldaten Schwejk auf dem Scheiterhaufen verbrannte, geriet das ganze Dorf in Aufruhr. Von seinen vielen Reisen in die relative Freiheit Jugoslawiens war er so verblödet, dass er nicht daran dachte, in der vergitterten Tschechoslowakei auf der Hut zu sein.

Prompt buchteten sie ihn ein.

Tontos Ende

Bei einem Grenzübertritt, seinem allerletzten, fanden die tschechoslowakischen Zöllner ein paar Bajonette und eine alte Pistole bei ihm. Das reichte aus.

Wer meint, für eine solche Kleinigkeit wie das Plündern von Kriegsgräbern oder das Schmuggeln von Antiquitäten konnte man nur ein paar Monate kriegen, der hat von der postkakanischen Geschichte Mitteleuropas wirklich nicht den leisesten Schimmer.

Tonto bekam die Paragraphen „unerlaubte Aufrüstung“ und „Mitgliedschaft in einer antisozialistischen Putschistengruppe mit dem Ziel der Absetzung der Arbeiter-und-

Bauernherrschaft“ und ihm wurden 18 Jahre aufgebremmt.

Wahrscheinlich hatte die Staatssicherheit schon lange ein Auge auf ihn gehabt. Durch die öffentliche Schwejk-Verbrennung hatte er allerdings auch viele seiner Freunde verärgert.

Sein Fanatismus war doch auch für uns gefährlich, oder?

Ja, sicher hat ihn einer denunziert.

Stela war sehr unglücklich. Ich half ihr, lange und herzerreißende Briefe in den Knast zu schreiben, damals war ihr Tschechisch noch nicht so gut.

Ja, sie hat ihm ein paar Jahre lang geschrieben.

Ich habe hin und wieder sein Haus besucht.

Habe dort gelüftet und so.

Auch mit Stela zusammen.

Aber Partys fanden dort keine mehr statt. Das wäre wegen der Polizei nicht gut möglich gewesen.

Jetzt bin ich hier alleine und reiße alte Mauern ab und verbrenne alte Balken. Meine Hände sind von der Abrissarbeit ganz lahm. Aber wer sollte hier sonst aufräumen? Wenn alles zu Ende geht?

Gerade gestern habe ich einen Schrank geöffnet und lauter Samizdat-Bücher purzelten auf mich herunter. Vergilbte, handgetippte Seiten. Kafkas Schloss, von Tonto im Einfingersystem auf der Schreibmaschine abgeschrieben. Kerouac, Hrabal. Die polnische Band Helicopter. Locomotiv GT aus Ungarn. Wir waren ziemlich international veranlagt gewesen. Auch Tonbänder und Kassetten mit Pink Floyd. Die jüngste Aufnahme stammte wohl von den Toten Hosen. Das Reich des postkakanischen Undergrounds. Na ja, ist auch lange her!

Dabei hat der Schrank noch lange nicht seinen ganzen Inhalt preisgegeben. Pfui! Am besten forsche ich gar nicht drin und verbrenne alles auf einmal.

Als ich das letzte Mal hinein gegriffen habe, fiel etwas Weiches auf mich. Ein Stoff, ich zog daran, sieh mal einer an, eine Polizeiuniform. Sie stank ziemlich, klar. Eine grüne, wie sie die kommunistische Polizei getragen hat. Das hätte er wirklich nicht nötig gehabt, der Tonto. Die hätte er doch selbst verbrennen können!

Ich habe nämlich gar nicht erwähnt, dass 1989 dieser mein Freund, als er und die anderen politischen Gefangenen entlassen wurden, zur Polizei ging. Zur Gefängniswache. Als Aufseher. Das haben viele aus dem damaligen Underground gemacht. Ich konnte das nicht verstehen, aber ich habe nicht gegessen, kann es also nicht beurteilen. Es wird schon seine Logik haben. Sicher, man kennt viele Häftlingskniffe und als ehemaliger Insasse sorgt man besser für Ordnung als ein Grünschnabel, der soeben die Polizeischule absolviert hat. Übrigens soll Tonto in seinem Metier gut gewesen sein.

Einmal habe ich sogar mit ihm ein Interview geführt – aus mir ist nämlich ein Journalist geworden – ein Interview über die „Humanisierung der Gefängnisse“. Es war kurz nach den Gefangenenaufständen in den frühen Neunziger Jahren. Da hatte er schon mindestens den Rang eines Majors. Wir blödelten ein wenig herum.

Schlagen Sie die Gefangenen?

Nein. Wir sind kein Konzentrationslager.

Und was machen Sie, wenn sie Ihnen nicht gehorchen?

Da haben wir schon ein paar Maßnahmen in petto. Wir betreiben schließlich kein Sanatorium.

Hahaha!

Vor ein paar Jahren hat sich Tonto erhängt. Ja, zu der Zeit waren wieder Listen mit informellen Mitarbeitern aufgetaucht und er wurde an besonders markanter Stelle erwähnt.

Damals, als er ins Gefängnis gekommen war, da soll man ihm richtig eingeheizt haben.

Das System war dermaßen sauer auf ihn, dass er die ganzen Jahre im Knast nur schikaniert und geschlagen wurde, bis er es nicht mehr aushielt und unterschrieb.

Vor ein paar Jahren hat er sich leider erhängt.

Als das herauskam.

Nein, nicht hier.

In Prag Pankrác, in dem kleinen Park vor dem Gefängnis.

Gegenüber dem Gefängnis, in dem er erniedrigt wurde.

Mir hat er diese Bruchbude vermacht.

Und ich reiße sie jetzt ab und verkaufe das Grundstück für teures Geld.

Weil in dieser Ödnis, die in den Zeiten von Kakanien an die Eisenbahn angeschlossen wurde und in der seitdem Jahrzehnte lang nichts mehr passiert war, weil nun in dieser Ödnis endlich etwas entsteht. Ein riesiges Skizentrum nämlich.

Tontos Grundstück ist tatsächlich Gold wert.

Ich muss die Butze aber vorher entkernen.

Und mit dem Bagger plattwalzen lassen.

Ich will nicht, dass das von irgendwelchen, von anonymen Arbeitern gemacht wird.

Ich will es selbst zu einem Ende bringen.

Was ich mit dem Geld mache?

Natürlich würde ich es gerne Tontos Waisen vermachen, aber er hat keine Kinder gehabt.

Und seine Frau?

Die ist seit geraumer Zeit meine Frau.

Hahaha.

Gasthaus Zum Hirschen. Wieder am Bahnhof

Der Bahnhof. Der reizt mich. Dieser neue Bahnhof, den man direkt dem alten gegenüber hingepflanzt hat, während der alte auf die Abrissbirne wartet und allmählich im hohen Gras versinkt.

Wie gesagt – wir haben es mit einem wiederentdeckten Landstrich zu tun.

Ein Bergdorf, nicht weit von der polnischen Grenze, lauter Holzfäller, Wilderer und Schmuggler, die nichts als Armut kannten und durch die Eisenbahn näher an die Welt angebunden wurden. Bis heute zählt die Ortschaft nur 150 Seelen.

Aber die Welt rückt im Sauseschritt näher.

Weil es hier so wunderschön menschenleer ist.

Die Einheimischen flüchten.

Sie verkaufen ihre Häuser, ihre Grundstücke, ihre Obstgärten und Kaninchenställe.

Alles wird zu Hotels und Pensionen umgebaut.

Wenn ich endlich alles zersägt, abgerissen und zum Verkauf vorbereitet habe, werde ich zum letzten Mal im Gasthaus Zum Hirsch einkehren.

Früher saßen hier im Sommer nur ein paar müde Männer im Garten. Ungeschminkte Weiber in rauen Strickpullovern. Furchteinflößende Greise in schwarzen, schlammgespritzten Mänteln und Gummistiefeln. Sie röchelten sich ihre Geschichten zu, hier und da keiften sie sich an.

Die Jugend rückte erst gegen Abend an, manchmal mit Gitarre, manchmal nur so. Zum Gaffen.

Morgens und abends wurde hier Eber- und Hirschgulasch gekocht, kleine Kinder flitzten herum. Einmal habe ich einen Hirschkopf auf dem Tisch gesehen.

Heute befindet sich diese Gaststätte an einer Kreuzung von Fahrradwegen. Die Radfahrer mit ihren Marsmännchenhelmen und den ekligen bunten Anzügen verscheuchen die letzten Hühner.

Das Gasthaus hat sich in den vergangenen Jahren ziemlich gemacht. Man verkauft hier italienisches Eis und französisches Gebäck. Aber das erste, was die neuen Besitzer angeschafft haben, um der Welt zu zeigen, dass auch sie in ihr angekommen sind, waren zwei riesige Fernseher. Der Bildschirm nimmt jeweils eine ganze Wand ein.

Die Einheimischen, die sich seit den Zeiten von Kakanien im Gasthaus treffen, um sich zu erzählen, wie es ihren Kaninchen und Ziegen geht, wer zur Welt gekommen ist und wer gerade im Sterben liegt, diese Einheimischen trinken ihr Bier nun sprachlos, stumm vor Staunen.

Denn im Vergleich zu dem, was auf dem Bildschirm passiert – zum Beispiel streikende Croupiers in Las Vegas oder die Auswüchse der peruanischen Wirtschaft –, haben ihre Geschichte keine Chance.

Ich werde auch den neuen Bahnhof besuchen.

Werde auf keiner Bank Platz nehmen, ich will nur gaffen.

Ein Würfel ist das. Ein einfaches, zweckbetontes Gebäude, das Sauberkeit verströmt. Es

wurde im Jahre 2010 mit Geldern der tschechischen Regierung und durch die Unterstützung der EU für insgesamt 265.467 EUR gebaut.

So steht es an der Wand. Daher weiß ich das.

Auch eine Dusche gibt es im Bahnhof. Und einen Kiosk, in dem alkoholische Getränke verboten sind.

Die Einheimischen, diese schweigsamen Typen und ihre Weiber in kratzigen Strickpullovern, setzen hier keinen Fuß rein.

Die Ruine des alten österreichischen Bahnhof wächst mit Brennnesseln zu.

Die Abrissbrigaden sind schon im Anmarsch.

Der neue, quadratische Bahnhof wurde für Menschen mit Sauberkeitswahn gebaut, für ein künftiges Menschengeschlecht.

Sie sind bereits im Anmarsch.

Die Menschen der neuen Zeit.

Wo aber sind die Leute hin, die bisher hier gelebt haben?

Wo sollen sie schon hin sein.

Weg sind sie.

Aus dem Tschechischen von Eva Profousová